

scheut aber auch nicht davor zurück, Umsetzungsprobleme oder — gerade im Bereich der Schule — Entwicklungsrückstände darzustellen. In dem

Bereich schon sehr erfahrende LeserInnen könnte nur der lange theoretische Zugang (Teil 1) abschrecken.

Birgit Leifert, Bochum

Eine unerhörte Karte zum Sprechen bringen

Timothy Brook (2015): Wie China nach Europa kam. Die unerhörte Karte des Mr. Selden

Aus dem Englischen von Robin Cackett. Mit vielen Abbildungen. Gebunden mit Schutzumschlag. Berlin: Verlag Klaus Wagenbach, ISBN 978-3-8031-3656-5, 240 Seiten, 24,90 €

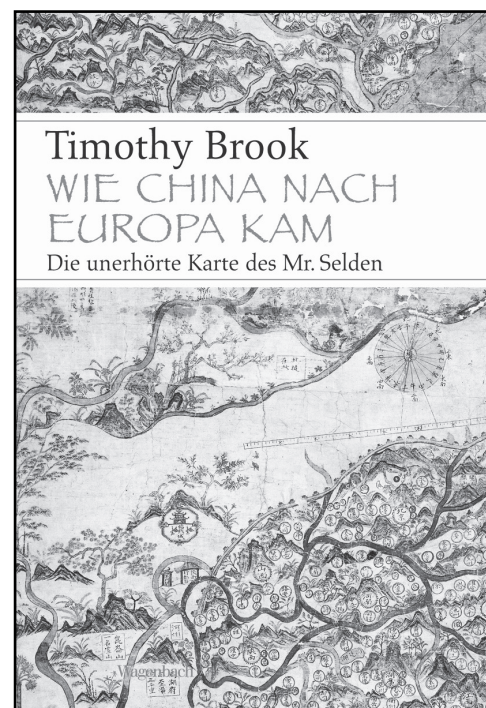
Eine in mehrfacher Hinsicht ungewöhnliche und faszinierende Neuerscheinung des Jahre 2015 soll hier besprochen werden. Die Meinungen in der Welt der Experten sind geteilt. Sie reichen von „Timothy Brook ist ein hervorragender Historiker, einer der Sorte, der auch wunderbar und fesselnd für ein großes Publikum schreiben kann“ (Klaas Ruitenbeek, Direktor des Museums für asiatische Kunst der Staatlichen Museen zu Berlin) bis zum Historiker des 1. Weltkriegs Jürgen Osterhammel in der FAZ 10.10.2015 „Man fühlt sich auf das Kunstvollste unterhalten. Doch man hat am Ende wenig gelernt.“

Beginnen wir mit der verlagsseitigen Ausstattung. Farbiger Hardcover-Einband und zahlreiche Fotos, ein großzügiges und zugleich den Leser einstimmendes Layout zum Preis von 24,90 € für 234 Seiten. Vorangestellt sind knappe Übersichten über die Akteure und die Schauplätze, sowie eine Orientierung bietende Zeittafel. Schließlich finden sich am Ende zwei Anhänge über den chinesischen Kompass und Überblendungen von Küstenverläufen. Beide tragen wenig zum Verständnis der vom kanadischen Sinologen Timothy Brook vorgelegten Entschlüsselung einer chinesischen Karte bei – die Ansprüche, die der ohnehin nicht immer leicht zu verfolgende Argumentationsgang des Autors stellt, sind auch ohne diese Zusätze erfüllbar. Engagement des Lesers vorausgesetzt. Ein ausführliches Stichwortverzeichnis,

das die zusammenfassende Lektüre themengleicher oder -verwandter Textstellen erleichtert (mit Blick auf die verzweigte Textorganisation durchaus sinnvoll), beschließt das Werk.

Auf Chinesisch, Made in China, von Chinesen, über Chinesen

„Wie China nach Europa kam“ ist eine mehrdeutige Ankündigung. Was ist gemeint? Womit kann der Leser rechnen? Informationen aus China? Kenntnisse der chinesischen Sprache? Artefakte der chinesischen Kultur oder etwa echte Chinesen? Begnügen wir uns vorerst mit der Vorfreude auf die Lektüre eines Buches, das alle diese Themen miteinander in Beziehung zu setzen verspricht. Mit dem Ziel, wie der Untertitel ankündigt, eine „unerhörte Karte“ zum Sprechen zu bringen, sie verständlich werden zu lassen. Die Möglichkeit, dass die Karte, weil sie von Chinesen gemalt und beschriftet wurde, lediglich der Übersetzung bedurfte, unterschätzt den selbst gewählten Anspruch des britischen Sinologen Timothy Brook. Wer seinen Lehrmeister, den Begründer der chinesischen Wissenschaftshistorik, den berühmten Joseph Needham, gelesen hat, wird sich darüber nicht wundern. Auch schwingt die Verheißung einer Entdeckung verborgener Schätze mit. In der Tat hat die Diktion des Buches mit ihrer Lakonik und dem trockenen britischen Humor des kanadischen Autors etwas vom Protagonisten des Jägers der verlorenen Schätze Harrison Ford.



Nicht wahrgenommen, nicht gewürdigt, außergewöhnlich

Alles dies sind Attribute, die sich beim Untertitel „unerhörte Karte“ aufdrängen. Vermutlich im 17. Jahrhundert gezeichnet, mit farbigen Abbildungen von Vegetation und sogar Schmetterlingen in der Wüste Gobi verziert, hatte sie „die Welt des Handels mit einer Ausführlichkeit aufgezeichnet, wie noch keine andere Karte, ob in Ost oder West, vor ihr. Die Karte war so überaus stimmig, dass etwas mit ihr nicht stimmen konnte.“ (S. 31) Auf welchen verschlungenen Wegen Brook diesem Rätsel zu Leibe rückt, soll im Folgenden nachvollzogen werden.

Um das Fazit von Brooks Beweisführung vorwegzunehmen, verweise ich auf das Ergebnis auf S. 184: „Die Chinesen zeichneten Ostasien auf ihre Weise, die Europäer auf eine andere, und hier hatte ich einen Chinesen vor mir, der Ostasien auf europäische Weise gezeichnet hatte.“ Der Chinese Zhang Huang war durch die Prüfung zur konfuzianischen Beamtenlaufbahn gefallen und wurde doch zum „größten Gelehrten seiner Zeit [...]“. 1567, das Jahr, in dem der chinesische Kaiser die Wiedereröffnung von Moon Harbour (der chinesische Umschlaghafen im Ost-West-Handel) für den Außenhandel genehmigte, konnte Zhang bereits

auf eine zehnjährige Arbeit über „das gesamte Wissen über die Natur und die Gesellschaft [...] über den Zustand der Welt“ (S. 163) zurückblicken. Nach zwanzig Jahren fasste er in einem Kompendium seine Ergebnisse zusammen, darunter viele Karten. „Physische und historische Geografie nehmen fast ein Drittel des Documentariums ein.“ (S. 164) Und dann die Begründung auf S. 186: „Statt, wie es uns natürlich schiene, zuerst die Küstenumrisse zu skizzieren, und dann die Verbindungswege zwischen den Häfen einzutragen, zeichnete er zuerst die Seewege, die auf den Daten in seinen Segelhandbüchern basierten, und trug danach die umgebenden Küsten ein. Die Karte ist also im Grunde gar keine Landkarte, sie ist ein Plan von Schifffahrtsrouten. Die Landmassen wurden näherungsweise nachgetragen.“ Die Selden-Karte ist tatsächlich weder eine chinesische noch eine europäische Karte. Sie ist ein Hybrid aus chinesischer und europäischer Kartografie.

1655 oder 1659, nach Seldens Ableben, im Bodleian Museum angekommen, verschwand sie im Keller und was immer Selden mit der Karte verbunden haben mag, ist nicht überliefert. Sehr wohl überliefert aber ist ihre Erwähnung in Seldens Testament. (S. 178) Er muss sie vermutlich für wertvoll und einmalig gehalten haben. Eine Einschätzung, die Brook teilt und für die er zahlreiche Hinweise liefert. Aber zwischen Selden und Brook liegen vier Jahrhunderte, in der Tat eine lange Zeit, gefüllt mit Schweigen.

(K)Ein Buch über eine Karte

Den Leser stimmt Brook mit der Bemerkung ein: „Ich beginne das Buch nicht mit der Karte selbst, weil viele andere Dinge zu bedenken sind, bevor wir uns ihr widmen. Wir müssen zunächst andere Felder beackern, nicht zuletzt, weil es kaum Quellen gibt, die uns etwas über Seldens Karte verraten“, um weiter unten dann fortzufahren; „Weit mehr als ein passives Abbild ihrer Zeit ist diese Karte ein stark bearbeitetes Dokument, das uns viel über die Zeiten und Orte verraten wird, wo sie gezeichnet, ausgemalt und betrachtet wurde. Wir, die wir

zugleich mehr und weniger wissen als der Kartenmacher, werden lange graben müssen, um herauszufinden, wie sie zu lesen ist.“ Schließlich bekennt der Autor: „Am Ende handelt dieses Buch nicht wirklich von einer Karte. Es handelt von den Menschen, deren Geschichten die Karte kreuzten. Mein Vorhaben ist gelungen, wenn ich zu zeigen vermag, wie reich, wie kompliziert und global vernetzt das Zeitalter ihrer Entstehung war.“ (S. 17f.) Der Leser muss sich wohl auf ein Puzzle gefasst machen.

Spurensuche und Indizien

Timothy Brook hat eine Mischung aus historischer Spurensuche und detektivischer Indizienprüfung komponiert. Dazu taucht er nicht nur in die englische Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts ein, eine Epoche, die durch vielfältige Umbrüche in fast allen Bereichen der englischen Gesellschaft, in den Wissenschaften, der Religion, im Bibliothekswesen und der Kartographie usw. gekennzeichnet war. Er legt dem Leser zudem nahe, Parallelen zu oder Verwandtschaften mit Phänomenen unserer Gegenwart zu entdecken. Wenn den Menschen heute der islamistische Terror, die Digitalisierung und Ökonomisierung, die Folgen der Globalisierung und der Populismus sowie der Wertewandel beunruhigen mögen, so könnte er in den Friktionen der Frühen Neuzeit des 16. bis 18. Jahrhunderts durchaus Vorläufer erkennen. Im Vordringen der Geldwirtschaft, den religiösen Auseinandersetzungen zwischen Päpsten, Königen sowie Landesherren und den Kräften der Reformation und schließlich dem imperialen Ausgreifen der damaligen Großmächte Spanien, Portugal, den Niederlanden und, zentral in Brooks Untersuchung, Englands Hinwendung nach Asien. Alles Entwicklungen, die das Leben der Menschen nachhaltig veränderten.

Bemerkenswert ist darüber hinaus, dass der Autor immer wieder persönliche Erfahrungen nutzt, etwa bei seiner Rückkehr als Austauschstudent von China nach Vietnam auf dem „Freundschaftspass“ in den 1970er Jahren, im Gepäck eine Chinakarte. Diese Episode

führt z. B. in die chinesische Empfindlichkeiten hinsichtlich territorialer Streitfragen ein. Der Schritt von dort zu Chinas heute erhobenem Anspruch auf das Südchinesische Meer ist klein, wird von Brook aber als ungerechtfertigt zurückgewiesen (vgl. S. 27).

Lebendige Personenbilder

Ähnlich attraktiv wirken auf den Leser auch die lebendigen Personenbilder der Akteure, an erster Stelle des im Untertitel genannten John Selden, Rechtsanwalt und Autor von „Mare Clausum“, dem seerechtlichen Plädoyer auf schrankenlosen Seehandel. Aber auch die Abenteuer von Will Adams, der vom Schiffbrüchigen eines niederländischen Handelsschiffes zum Berater des japanischen Shogun aufstieg. Ebenso hierhin gehört der von Jesuiten zum Christentum bekehrte Chinese Michael Shen, der dafür sorgte, dass die chinesischen Beschriftungen der Seldenkarte übersetzt werden konnten.

Schließlich sei der Kapitän und spätere Kommandant der East Indian Company (EIC) John Saris erwähnt, der von seiner zweiten Seereise mit Schiffen voller wertvoller Waren und exotischer Schätze aus Ostasien nach England zurückgekehrt war. Darunter auch Seldens Karte (S. 196), die Saris einem chinesischen Händler in Japan wegen ausstehender Zahlungen abgenommen hatte. Dass Saris sich wegen der als anzüglich empfundenen Sexdarstellungen auf japanischen Paravents den Zorn des englischen Klerus und der puritanischen Öffentlichkeit zuzog und sie schließlich beiseite schaffen musste, ist mehr als nur eine bizarre Fußnote. Die Reaktionen aus Händler- und Aktionärskreisen der EIC ließen nicht lange auf sich warten. Der Vorwurf, dass John Saris in die eigene Tasche wirtschaftete und damit die Gewinne der Kapitalgeber schmälerte, gipfelte in der Drohung mit ruinösen Schadenersatzforderungen (S. 196f.).

Was die Karte zeigt, was sie ist, und wer sich an ihr zu schaffen machte

Über das Vorleben der Karte zwischen ihrer Auffindung durch Selden und ihrer Entstehung, wohl auf Java, ist nur

wenig bekannt. Sie weist vielfältige Seerouten im südchinesischen Meer aus und belegt damit die Existenz eines florierenden Seehandels zwischen südasiatischen Ländern, Ming-China, Vietnam, Bantam (dem heutigen Djakarta) und zeitweise auch Japan.

Und dies schon lange vor der päpstlichen Verbriefung des portugiesischen Hoheitsanspruchs in dessen zukünftigen Kolonialerwerbungen 1494 im Vertrag von Tordesillas, also vor dem Auftreten der Europäer in Ostasien. Westlich der Trennungslinie sollten alle Gebiete Spanien zufallen, östlich davon den Portugiesen. Selden hatte seine Bibliothek, die er ein Leben lang zusammengetragen hatte, der Oxford University Library vermacht. Darunter die alte zusammengerollte chinesische Karte. Zusammen mit dem Chefbibliothekar und Orientalisten Thomas Hyde beschriftete später ein Chinese, eben der schon erwähnte Michael Shen, der 1683 bis 1691 in Europa weilte, die Karte mit englischen Randnotizen. Es waren Übersetzungen und Romanisierungen der chinesischen Beschriftungen, die der unter jesuitischem Einfluss zum Christentum übergetretene Konvertit hinzufügte.

John Selden hatte den Wert der Karte eher geahnt als gekannt. Aber er war ein Mann mit vielen Talenten und besaß neben einem zu seiner Zeit erstaunlich breiten Weltwissen auch den Ehrgeiz und die Neugier, derer es bedurfte, um ihre Bedeutung abschätzen zu können. Außerhalb seiner anwaltlichen Tätigkeit und der maßgeblichen Rolle als Seerechtler, trat er gleichfalls als ein sprachgebildeter Vertreter der Orientalistik hervor, die sich als kritische Quelle wissenschaftlicher Methodenreflexion zu einer Leitwissenschaft der Frühen Neuzeit mauserte (S. 63). Er beherrschte das Griechische und Hebräische ebenso wie Arabisch, Türkisch und Persisch (S. 61), schrieb Gedichte und sammelte Karten wie Bücher. Kenntnisse des Chinesischen aber gehörten nicht zu seinen Befähigungen.

Die beseelte Darstellung einer ganzen Welt

Die Karte war bei ihrer Auffindung und bleibt auch aus heutiger Sicht ein Unikat. Oder wie Timothy Brook, langjähriger Kenner und Dechiffrierer chinesischer Karten mit für ihn ungewöhnlicher Euphorik hervorhebt: „Es war die erste Karte der Weltgeschichte, die den Schiffsverkehr so umfangreich dokumentierte. Ich hatte schon viele asiatische Karten gesehen, darunter aber keine, die dieser Karte auch nur nahegekommen wäre. Sie war ebenso schön wie einzigartig: ein historisches Dokument, ein Kunstwerk und eine geistige Landschaft [...], die erkennen ließ, wie sich jemand vor vielen Jahren die asiatische Welt vorgestellt hatte. Diese Karte war keine Aufzeichnung topografischer Fakten, Sie war die beseelte Darstellung einer ganzen Welt. Sie war vollkommen.“ (S. 28) Dabei war sie ein Zufallsfund. Nur weil sein Freund und Kollege David Helliwell, heute Kurator der Chinesischen Sammlung der Bodleian Library in Oxford, 2009 eher zufällig auf sie gestoßen war, war sie in Brooks Hände gelangt.

Zwei unvergleichliche Karten...

Das erste Kapitel führt beispielhaft in Brooks Vorgehensweise ein, die sich so oder ähnlich durch seine ganze Untersuchung zieht. Hier vergleicht er zwei Karten, die weder derselben Zeit noch dem gleichen Kulturkreis entstammen. Sie wurden mit Sicherheit nicht von denselben Kartografen gefertigt, waren in Größe, Projektionsmetrik (vergl. dazu S. 162) und Auflagenstärke unterschiedlich und die verwendeten Darstellungstechniken sind durch den technischen Quantensprung der von Mercator zwischenzeitlich entwickelten Projektionstechnik (S. 169) voneinander getrennt, ganz zu schweigen von den jeweiligen Weltteilen, die sie abbilden. Der Leser fragt sich zu Recht, was ein Vergleich erbringen soll, ja ob er überhaupt sinnvoll möglich ist.

Die Rede ist von Waldseemüllers in einzelnen Bögen in einer 1000er Auflage auf hölzernen Druckstöcken 1507 gedruckten Südamerikakarte einerseits und einer anonymen, 1654

in einer europäischen Universitätsbücherei wieder aufgefundenen, händisch gezeichneten und gemalten Karte des südchinesischen Meeres andererseits. Die Waldseemüller-Karte wurde 2003 von der US-amerikanischen Library of Congress zum Preis von 10.000.000 Dollar ersteigert, eine Summe, deren Höhe erst nachvollziehbar wird, wenn man weiß, dass sich auf ihr das Wort „America“ findet und dies die früheste schriftliche Erwähnung der Benennung des südamerikanischen Kontinents nach seinem Entdecker Amerigo Vespucci ist, also wie Brook resümiert, die „Geburtsurkunde Amerikas“ und ein Meilenstein in der Begegnung Europas mit der Welt.

West-Ost- und Ost-West-Begegnungen

Seldens Karte hingegen bezeugt, so fährt der Autor fort, allenfalls eine „Adoption“ (womit Brook ein Anspruchsdenken Chinas auf das südchinesische Meer und die darin liegenden Inseln bezeichnet und dessen Berechtigung er gleich zu Anfang verneint (S. 16, S. 27) und sicher keine Geburtsurkunde Chinas, dessen Geschichte viel weiter zurückreicht. Aber sie ist doch ein Ausweis und Beleg für die Begegnung Chinas mit der Welt. Sie zeigt das südchinesische Meer, überzogen von einem Netz von Schifffahrtslinien, die den chinesischen Seeleuten und den Navigatoren aus den südostasiatischen Handelsstützpunkten, zusammen mit dem ebenfalls von Chinesen entwickelten Schiffskompass, zur sicheren Orientierung auch außerhalb des Sichtkontakts mit dem Küstenverlauf auf dem offenen Meer dienten.

Das Riesenreich China unterlag in seiner Außenpolitik, ähnlich wie auch heutige Großmächte in ihrer Geschichte, einem unstillen Gezeitenstrom, in dem sich die Schwerpunkte außenpolitischer Orientierung zwischen Öffnung, Expansion und Intervention einerseits, sowie Abschließung, Inversion und Isolation andererseits verschoben. Ein solcher Wendepunkt war auch 1374 in China unter den Mandschu erreicht. Es schloss seine Grenzen, verließ die regionalen asiatischen Handelsnetze

und durchtrennte so die „Nabelschnur“ (S. 139) einer maßgeblichen Schifffahrtsroute, durch die der chinesische Außenhandel mit den Anrainerstaaten des nördlichen Meeres geflossen war.

Zwei unvergleichliche Karten vergleichen

Waldseemüllers und Seldens Karten sind beide, so hebt Brook ihre Gemeinsamkeit hervor, Ausdruck weltgeschichtlicher Grenzverschiebungen. Der seinerzeit noch unbegriffenen Entdeckung eines vierten Kontinents durch Kolumbus und Vespucci entspricht auf der Selden Karte der Beleg für die Existenz eines maritimen Netzwerks in Südostasien, in das seit dem 15. Jahrhundert zuerst die Portugiesen und Spanier, sowie seit Ende des 15. Jahrhunderts auch die Niederländer und im 16. Jahrhundert die Engländer vordrangen.

Diesen Kontakten war bereits im 15. Jahrhundert der Bau und die Entsendung einer kaiserlichen chinesischen Hochseeflotte auf Befehl des dritten Ming Kaisers vorausgegangen, die unter dem Admiral und Eunuchen Zheng-He, bestehend aus einer Vielzahl hochseetüchtiger Dschunken, ausdrücklich mit dem Ziel ausgesandt worden war, neue tributpflichtige Gebiete zu entdecken. Sie ist bis an die afrikanische Ostküste gelangt. (S. 123)

Wenn auch von unterschiedlichen Interessen angetrieben und von verschiedenen Agenten getragen, haben wir es doch mit vergleichbaren Handlungsvektoren zu tun. Was China bis zur afrikanischen Küste Richtung Westen auf die Meere trieb, kann kaum von so anderer Art gewesen sein wie das, was die europäischen Seemächte nach Südostasien führte: Ihren Reichtum, Macht und Einfluss zu mehren, gleichermaßen bewogen von Gewinnaussichten, Neugier und einem frühen „Yes we can“.

Wem gehörte das Südchinesische Meer?

Als die ersten europäischen Handelsschiffe, allen voran die portugiesischen, im südchinesischen Meer auftauchten, fanden sie also bereits ein regionales asiatisches Handelsnetz mit dem

Zentrum Java vor, dessen Haupthafen Bantam später im 16. Jahrhundert zum wichtigsten Hafen der Europäer in Südostasien avancieren sollte. Eben dort verortet Brook den Kartographen der Seldenkarte. Erneut führt er einen Indizienbeweis. Da auf ihr Südostasien, anders als auf chinesischen Karten der Ming-Dynastie, die dessen Darstellung „radikal verkürzen“ (S. 194), vollständiger abgebildet werde, hält Brook Bantam oder Jakarta auf Java für den wahrscheinlichen Entstehungsort. Denn „Seldens Kartograph gab der Stadt den Namen, unter dem sie den Chinesen sowohl vor wie auch nach 1619 bekannt war: Jakarta.“ (S. 194) „Terra nullius“ (unbewohntes Land) war hier nirgendwo, sieht man von einigen Inselgruppen ab. Unter diesem Begriff fassten die europäischen Seemächte alle die Gebiete zusammen, die sie entdeckten, seien sie nun bewohnt oder menschenleer. Etwaige Einwohner wurden zu „Wilden“ erklärt, die mangels staatlicher Souveränität Eigentum nicht besitzen konnten. „Mochten auch Menschen dort leben, ihr Land gehörte ihnen nicht“ fasst Brook bündig zusammen (S. 27).

Mare Clausum — my ship is my castle

Urheber dieser Ansicht war derselbe englische Anwalt des 17. Jahrhunderts, John Selden, der erstmals die Position vertreten hatte, dass ein Staat Hoheitsrechte nicht nur auf Land, sondern auch über Meere beanspruchen könne. Die Majestät konnte also, so die Beweisführung, sowohl den legitimen Besitz von Ländereien wie den der sie umgebenden Meere reklamieren. Allerdings meinte „Majestät“ keinen König, sondern die Bürger. Seldens Motto „Über alles die Freiheit“, seine parlamentarische Tätigkeit und dass er „von zwei Königen nacheinander ins Gefängnis geworfen wurde“ (Jakob II. und Karl I.), sind Brook für seine Behauptung ausreichende Belege.

Seldens Schrift unter dem Titel „Mare Clausum“ [geschlossenes Meer] konnte gleichwohl geeignet erscheinen, den Anspruch des englischen Königs Karl I. gegen die Niederlande zu untermauern, die für den ergiebigen Heringsfang in

der Nordsee ein Monopol beanspruchte. Diesem Anspruch Nachdruck zu verleihen, befahl der auf die Rückkehr zur absoluten Monarchie seines Vaters Jakob II. hinarbeitende König, den Ausbau der Hochseeflotte. Die dafür benötigten Geldmittel sollten durch eine neue Steuer („ship-money“) aufgebracht werden, der das Parlament zustimmen musste. Als Gegenleistung forderten die Abgeordneten aber die Anerkennung der „Petition of Rights“, unter die auch der Unterhausabgeordnete John Selden seine Unterschrift gesetzt hatte. Karl I. weigerte sich.

Zur herrscherlichen Anerkennung kam es erst durch Wilhelm III. von Oranien, als er und seine Frau der Bill of Rights am 22. Januar 1689 zustimmten. Damit war der Weg zur institutionalisierten Mitsprache des Parlaments eröffnet. Die Verfassungsformel „King in Parliament“ brachte den weltgeschichtlichen Kompromiss der „Konstitutionellen Monarchie“ auf den Punkt, der die beidseitige Anerkennung der Herrschaftsteilung von königlicher Exekutive und parlamentarischer Legislative verfassungsrechtlich absichern sollte.

Aber so weit waren die Dinge noch nicht gediehen. Karl I. glaubte sich stark genug (oder verkannte er einfach die Zeichen der Zeit?) nach zweimaliger Entlassung des Parlaments, die renitenten Parlamentarier, unter ihnen Selden, insgesamt neun an der Zahl, ohne Prozess im Tower zu inhaftieren. In den 1620ern verfasst, nachdem der Autor gegen eine Kaution aus dem Gefängnis entlassen worden war, stellt „Mare Clausum“ einen wichtigen Beitrag zur Weiterentwicklung des Völkerrechts dar. Das Gesamtarrangement legt allerdings den Schluss nahe, dass hier eine Hand die andere gewaschen hatte. Brook vermutet: John Selden „konnte weder Freund noch Feind völlig davon überzeugen, sich nicht prostituiert und seine Rechtskenntnisse ‚wenig schicklich‘ für seine Freiheit verkauft zu haben, aber schließlich waren es schwierige Zeiten in einem aufgewühlten Staat.“ (S. 57)

„Mare Liberum“: Die Weiterentwicklung des See- rechts als Teil des Völkerrechts — Grotius und Selden

Seit dem Vertrag von Tordesillas war die VOC (Niederländische Ostindienkompanie), ging es nach dem Papst, nicht berechtigt, „Schiffe in ostindische Gewässer zu entsenden.“ (S. 48) Aber Selden besaß ein Gegenüber auf holländischer Seite, das mit demselben Scharfsinn das Gegenteil dessen juristisch zu legitimieren versuchte, was Selden die Gefängnistore geöffnet hatte: Mit „Mare Liberum“ — Seehandel für alle Staaten, hatte Huig de Groot (oder wie damals modisch latinisiert: Hugo Grotius) die freihändlerische Gegenposition bezogen.

Gegen die Enterung eines mit gewinnträchtigen Gewürzen beladenen portugiesischen Frachtschiffs, das im Auftrag der VOC unterwegs war, der Santa Catharina, durch die Niederländer in der Straße von Singapur, hatten die Portugiesen vor dem Seegerichtshof in Amsterdam Einspruch erhoben. Die VOC beauftragte Grotius mit einem Rechtsgutachten. Das später separat veröffentlichte 12. Kapitel dieses Gutachtens war mit „Mare Liberum“ (Die freie See) überschrieben. Es erschien 1609 in England und wurde von Jakob verboten. (S. 50)

Und wieder ging es um den Hering. Die niederländischen Fischer fingen ihre einträgliche Beute noch immer auch in schottischen Gewässern und der schottische König hatte als Jakob II. den englischen Thron bestiegen. Jetzt wollte er eine geldwerte Ausgleichszahlung erreichen. Bei den Verhandlungen, denen der König beiwohnte, trat Grotius als eloquenter Vertreter der holländischen Interessen auf. Den Heringsfang erwähnte er gar nicht. Dafür wandte er sich um so ausführlicher den Verhältnissen in Ostindien zu. Das Treffen ging aus wie das Hornberger Schießen.

Beide Parteien wollten auf verschiedenen Gebieten Unterschiedliches. Jakob II. dachte an Einnahmen aus niederländischer Fischerei in schottischen Gewässern, die Niederlande an die Verdrängung der Portugiesen in Südostasien. Aber die beiden Seerechtler

Selden und Grotius teilten den Ehrgeiz, ihre profunden juristischen Kenntnisse in die Regelung politischer Konflikte einzubringen und schätzten sich gegenseitig, nur zwei Jahre Altersdifferenz trennte sie. „Selden [...] bekam ein Exemplar von ‚Mare Liberum‘ in die Hände und beschloss eine Erwiderung zu schreiben. Natürlich ebenfalls in Latein. Das Ergebnis war Mare Clausum [...]. [Es] war 1618 fertig“ (S. 52). Tatsache ist, dass sich keiner von beiden durchsetzen konnte. Das internationale Seerecht von heute ist eine Mischung aus beiden Rechtsauffassungen.

VOC und IEC — staatlich gefördertes privates Investment

Auf den ersten Blick mag verwundern, dass die aufstrebenden europäischen Seemächte England und die Niederlande, die auf den europäischen Meeren um Einkünfte und Ressourcen konkurrierten und den bisherigen Großmächten Spanien und Portugal den Rang abzulaufen versuchten, auf den asiatischen Märkten auch gemeinsam agierten, ja sogar ihr Personal austauschten. Nun, sie waren zahlenmäßig wenige Europäer in einer unbekannten Welt und trotz ihrer in mancher Hinsicht technischen Überlegenheit (S. 33), auf Kooperation angewiesen. Und dies galt in besonderer Weise für das Verhältnis zum chinesischen Hof. Als Beispiel führt Brook mit Blick auf die Beschäftigung chinesischer Navigatoren auf Schiffen der EIC ein Zitat aus einer zeitgenössischen Korrespondenz zwischen Vertretern der EIC an, „alle Chinesen freundlich und mit Respekt zu benutzen“, und präzisiert dann: „Sein Rat basierte auf einer alles überragenden Prämisse, dass die Kompanie Zugang zu China erlangen wollte“ (S. 111).

Als der englische Steuermann Will Adams mit einem niederländischen Schiff 1600 Schiffbruch erlitten und sich an die japanische Küste gerettet hatte, entschied er sich für eine Zukunft in Japan. Er lernte Japanisch, heiratete eine Japanerin und gründete eine Familie. Während seines dreizehnjährigen Aufenthalts erwarb er sich darüber hinaus detaillierte Kenntnisse von Gewässern und Navigation in der

japanischen Inselwelt. So rückte der Gestrandete in eine Position, die ihn sogar für den japanischen Shogun Tokugawa Ieyasu attraktiv machte. Aus englischer Sicht ein Glücksfall. Am 9. Juni 1613 erreichte nämlich ein anderer Engländer die japanischen Inseln.

John Saris. Und der war kein Gestrandeter wie Will Adams sondern schon 1605-1609 Leiter der Niederlassung der VOC in Bantam gewesen, stieg dann zum Kommandanten der achten Seereise der EIC (East India Company) nach Südasien auf und begab sich nach seiner Ankunft in Japan auf die Suche nach Adams (S. 10, 87ff., 102ff.). Natürlich ging es ihm darum, Adams' Kenntnisse über „Land und Leute“, sowie das Meer und seine Tücken für seine Auftraggeber nutzbar zu machen. John Saris mag, so mutmaßt Brook, von einem Handelsimperium geträumt haben, „das die Niederländer, das Ming-Reich und Südostasien verknüpfte.“ (S. 104)

Entwürfe dieser Größenordnung erwachsen vermutlich, sollen sie nicht nur Träume bleiben, auf einem realen Fundament. Die Handelskompanien der Zeit funktionierten alle mehr oder weniger nach dem selben Modell. Die Monarchen erteilten Fernhandelskaufleuten das Privileg auf bestimmten Handelsrouten zuvor erworbene Waren zu transportieren. Das wirtschaftliche Risiko verteilte sich auf die Gesellschafter der Kompanien, oftmals Fernhandelskaufleute, die das Kapital für die Ausrüstung der Schiffe und Mannschaften sowie den Warenankauf vorschossen. Unter der Herrschaft Elisabeth I. hatte auch die Herrscherin Anteilscheine erworben, und als der „Pirat der Königin“ Francis Drake als zweiter Mensch nach Vasco da Gama die Welt umrundet hatte und mit Schätzen gekaperter spanischer Gallonen zurückgekehrt war, Sir Walter Raleigh in Nordamerika die erste englische Besitzung „Virginia“ (benannt nach der „jungfräulichen Königin“ Elisabeth I.) gründete, hatte diese Konstruktion ihre Feuertaufe bestanden und den Aktionären reichen Profit gebracht. Unter ihnen war auch John Selden. (S. 154)

Der China-Hauptmann — sein Geschäftsmodell scheitert

Denselben Traum hegte nach Brook auch ein chinesischer Zeitgenosse, Li Dan „China-Hauptmann“ in Japan und Wortführer der chinesischen Gemeinde in Hirado, wie auch Vermieter der dortigen Faktorei der englischen EIC (S. 87f). Li Dans Traum zerschellte an der verbreiteten Korruption, seiner eigenen eingeschlossen. Gegen das Versprechen den europäischen Händlern den chinesischen Markt zu erschließen, kassierte er von ihnen größere Vorschüsse, die er nach entsprechendem Erfolg seiner Bemühungen und Einbehalt einer Erfolgsprovision, zurückzahlen versprach. Da sich aber jederzeit neue Hände öffneten, die mit Geldern gefüllt werden wollten, blieb für die Rückerstattung wenig übrig. Brook resumierte lakonisch: „Tatsache bleibt, dass diese Unternehmung ein finanzieller Reinfall war. In diesem Loch sollten künftig keine Gelder mehr versenkt werden.“ (S. 105)

Li-Dans Geschäftsmodell war nicht erfolgreich. Oberflächlich betrachtet, fehlten die politischen Rahmenbedingungen. „Was Li sich nicht ausmalen konnte (und wozu er auch gar keine Veranlassung hatte), war, dass ein Staat als Gründer und Schutzherr privater Handelsgesellschaften fungieren könnte. Die Ming-Dynastie hatte nie das geringste Interesse daran gezeigt, als Förderin des Handels aufzutreten“ (S. 106) und damit dann wirtschaftlich reüssieren zu können. Ganz anders die Virginia-Company (vgl. S. 154), EIC und VOC.

Beharrung und Wandel — Konfuzianische Beamtenethik in China und Soziale Mobilität in Europa

An anderer Stelle sucht und findet Brook eine Erklärung für die unterschiedliche gesellschaftliche Dynamik im chinesischen Kaiserreich und der englischen Gesellschaft der Frühen Neuzeit. Während der chinesische Konfuzianismus sich über fast 2000 Jahren von einer Empfehlung für zuträgliches soziales Verhalten zu einem verbindlichen Kodex für die Ausbildung

chinesischer Staatsbeamter entwickelt hatte, bewegte sich Europa im 16. Jahrhundert in unruhigen Zeiten. „Auf der einen Seite stand die Monarchie, die eifersüchtig ihre Macht hütete, auf der anderen Seite eine Bürgerschaft, die immer kühner nach eigenen Rechten verlangte.“ (S. 47)

Die Wogen der Veränderungen hatten auch John Selden erreicht und ihm den Anstoß zu einem weiteren rechtshistorischen Werk gegeben. Der König zitierte ihn 1618 zu sich. Anlass waren Aussagen in Seldens jüngstem Werk „The History of Tithes“ über die Geschichte des Zehnten. Die 500 Seiten dicke Monographie erschien auf Englisch und nicht, wie sonst in der Zeit üblich, auf Latein. Wer des Lesens mächtig war, besaß Zugang zu ihm. Es beschäftigte sich mit den Rechtsgrundlagen des kirchlichen Zehntrechts. „Der Autor argumentierte, dass das Recht der Kirche, von den Gemeindemitgliedern Abgaben zu erheben, nicht von Gott eingesetzt worden sei. Die Abgaben oder Zehnten würden vielmehr aufgrund einer vertraglichen Beziehung zwischen der Kirche und dem Volk gezahlt und nicht, weil Gott es befohlen hatte. [...] Einige forderten Seldens Kopf auf einem Silbertablet“. Was hatte der König damit zu schaffen? Wenn doch die Rechtmäßigkeit von Abgaben aus Verträgen und nicht aus göttlicher Autorität rührte, warum sollte nicht dasselbe auch für die Königswürde gelten? „Im Buch vergraben fand sich als weiterer Sprengstoff, dass keinerlei Recht durch Berufung auf Gott begründet werden könne.“ (S. 45)

Wie auch immer: Selden wurde erneut verhaftet. Dieses Mal nur für fünf Wochen. Möglicherweise fühlte er sich durch seinen Aufstieg vom Sohn eines Kleinbauern und Spielmanns (S. 44) zu einem vielbeschäftigten Rechtsberater für Lords und einflussreiche Bürger, kurz seine ungewöhnliche Karriere geschützt.

Sein Lehrer hatte den begabten Schüler für die Oxforder Universität empfohlen. Er wurde ein erfolgreicher und häufig nachgefragter Anwalt. Dass dieser Aufstieg kein Einzelfall war sondern Teil einer breiten gesellschaftlichen Öffnung für neue Talente,

bezeugt Brook: „Dass dem Sohn eines Schneiders (gemeint ist der Kartograph und Globenbauer John Speed, H. S.), ebenso wie der Sohn eines Tuchhändlers (Purchas) (ein Pfarrer, der sich zum Verleger entwickelte und als Mitbegründer der Reiseliteratur gilt (S. 10) und dem Sohn eines Spielmanns (Selden) — ein solcher sozialer Aufstieg möglich war, ist eine jener Auffälligkeiten, die das Zeitalter Elisabeths und der Stuarts von allen anderen in der englischen Geschichte unterscheiden und es in krassen Gegensatz zur zeitgenössischen Gesellschaft in Ming-China setzen“ (S. 159/60).

Zum Schluss: Eine unbeleuchtete Grablege für einen Vergesenen und ein Buch für einen Verdienten

Das Puzzle der chinesischen Karte, die in Seldens Hände geriet, von einem Chinesen mit englischen Übersetzungen versehen und schließlich vom Bodleian in Oxford ins Netz gestellt (www.bodleian.ox.ac.uk/ourwork/conservation/case-studies/selden-map), weist nach wie vor trotz aller Querverbindungen, Analogieschlüsse und Indizienbeweise Lücken auf. Und die Erinnerung an den Anwalt, Seerechtler und Orientalisten John Selden, der den Stuartkönigen halbherzig die Stirn bot, indem er einen Beitrag im Kampf für die politische Emanzipation des Bürgertums leistete, wird durch Brooks Werk wohl nicht, auch wenn das der Autor hofft (S. 208), prominenter werden.

Vielleicht liegt die Bedeutung der Recherchen von Brook auch weniger in einem Zugewinn an historischen Kenntnissen als in der Weise der Darbietung, den unverhofften Wendungen des Argumentationsgangs, den überraschenden Mutmaßungen über mögliche Zusammenhänge und den farbigen Schilderungen von Zeitumständen und Personenbildern sowie ihrer sprachlichen Lebendigkeit. Insofern hat der Leser es eher mit einem schillernden Zeitpanorama, einer phantasievoll und faszinierend erzählten Geschichte, als einem Geschichtswerk zu tun. Es würde dann vorzugsweise durch sich selbst wirken als durch das, was es bewirken könnte.

Seldens schmucklose Grabplatte in der Templerkirche im ehemaligen Londoner Anwaltsbezirk Temple ist in den Boden abgesunken und schlecht beleuchtet. Aber sie hat immerhin die

deutschen Luftangriffe im Zweiten Weltkrieg überstanden, was man vom Prachtgrab eines seiner mutmaßlich betrügerischen Testamentsvollstrecker, Roland Jewkes, nicht behaupten kann.

Der „Blitz“ hat es pulverisiert. Brook hat John Selden mit seinem Buch ein Denkmal gesetzt.

Hartmut Specht, Köln

Die unruhige Stimme

Christoph Butterwegge (2015): Hartz IV und die Folgen. Auf dem Weg in eine andere Republik?

Weinheim und Basel: Beltz Juventa. 290 Seiten. ISBN 978-3-7799-3234-5, 16,95 €

„Linker Abschied in den Unruhestand“¹, so überschrieben Pascal Beucker und Frank Überall ihren Bericht über das Abschiedssymposium an der Universität Köln für den Politikprofessor Christoph Butterwegge im Oktober 2016. In dem Artikel wird der Werdegang Butterwegges als Hochschuldozent und als politisch Handelnder rekonstruiert. Von dem wohl bekanntesten „Armutsforscher der Republik“ ist die Rede, das Bild des politischen Politikwissenschaftlers wird gezeichnet, die „Hassliebe SPD“ thematisiert.²

Ein politischer Politikwissenschaftler ist es wahrlich, der das Fachbuch *Hartz IV und die Folgen* verfasst hat, das 2015 in der zweiten Auflage erschienen ist — fundiert recherchiert, die Sozialreformen der Agenda 2010 historisch entschlüsselt und dies gepaart mit einer Generalkritik an den für den Autor deutlich erkennbaren Folgen. Butterwegge stellt in seinem Werk die Grundsatzfragen eines politisch denkenden Wissenschaftlers, der schonungslos — mal wissenschaftlich, mal politisch provozierend — der Frage nachgehen möchte, ob die deutsche Gesellschaft auf dem Weg in eine andere Republik sei. Dabei werden in acht Kapiteln Aspekte für die Beantwortung der Frage analysiert.

Mit hintergründigem Witz zitiert Butterwegge mehrere Aussagen von Gustav Hartz, so z. B.: „Eine soziale Politik darf nicht mit der Sorge um die Kranken, Invaliden, Witwen, Waisen und Arbeitslosen die Förderung der Lebenstüchtigen, Leistungsfähigen und Arbeitenden vergessen.“ (Butterwegge, S. 20) Gus-

tav Hartz, Reichstagsabgeordneter der Deutschnationalen Volkspartei DNVP, äußerte sich als Kritiker des Wohlfahrtsstaates in dieser Form 75 Jahre vor Peter Hartz, dem ehemaligen Minister in der Kanzlerära Gerhard Schröder. Butterwegge bettet die Hartz-Reformen weit ausholend historisch im ersten Kapitel „Wohlfahrtsstaatsentwicklung, Arbeitsmarktreformen und Sozialreformen in der Weimarer Republik“ ein, um eine lange Linie der Kontroversen um sozialpolitische Maßnahmen aufzeigen zu können. Kapitel 2 thematisiert die „Entstehungsgeschichte, theoretische Grundlagen und Rahmenbedingungen der rot-grünen Reformen“. Schon in der Darstellung der Reformengenese wird die äußerst kritische Grundhaltung Butterwegges deutlich. Die erste Regierungserklärung Schröders wird kritisch beäugt, das sogenannte Schröder/Blair-Papier einer aufmerksamen Begutachtung unterzogen und dabei werden jeweils die verwendeten Sprachbilder der damaligen Politiker in den Vordergrund gestellt. Butterwegges Ansatz ist zunächst dieser, dass er die Debatten rund um die angestrebten Reformen rekonstruiert, indem er seine Recherchen vor allem auf Akteure der zweiten Reihe im Politikbetrieb und auf zahlreiche wissenschaftlich Forschenden fußen lässt, die die angestoßenen Prozesse — wie zu erwarten — kritisch begleitet haben. Der Ansatz, nicht die politischen Hauptakteure in den Fokus zu nehmen, ist besonders hervorzuheben, weil es das Fachbuch *Hartz IV und die Folgen* zu einem diagnostischen Werk werden lässt, wenngleich Butterwegge jederzeit seine eigenen politischen Bewertungen mit einfließen lässt: „Schon die Benennung und die Reihenfolge der einzelnen



Module ‚des Kommissionsberichts um Peter Hartz‘ bieten einen tiefen Einblick in die exaltierte Sprach- und Gedankenwelt des Kommissionsvorsitzenden, der seine bisweilen eher wolkigen Vorstellungen zur Neuorganisation der Arbeitsverwaltung und zur Umorientierung der Arbeitsmarktpolitik in einem ‚postmodernen‘, vor keiner modischen Entgleisung [...] zurückschreckenden Manager- bzw. Unternehmensberater-Denglisch darzulegen pflegte“ (S. 82), so Butterwegge in Kapitel 3 „Die sog. Hartz-Kommission, ihre Reformmatrix und deren Umsetzung“.

Der Kern der Kritik wird in Kapitel 4 „Das rot-grüne Reformprogramm der Agenda 2010“ aufgegriffen. Butterwegge erkennt nicht, dass wahrscheinlich kein deutscher Politiker nach der „Ruck“-Rede Roman Herzogs mehr so große Wirkungen erzielen konnte wie Gerhard Schröders Regierungserklärung am 14. März 2003 unter dem Titel „Agenda 2010“. Allerdings ist das Urteil über den ehemaligen Bundeskanzler gnadenlos: Schröder habe „ideologietiefend“ (S. 103) gesprochen, die ganze

1 Pascal Beucker / Frank Überall: Linker Abschied in den Unruhestand, in: taz vom 28. Oktober 2016, S. 7

2 Vgl. ebd.